

Rainer M. Schröder

Die Lagune der Galeeren

Roman



*»Maßstab für die Forderung
des Lebens ist nur deine eigene Kraft.
Und deine mögliche Tat besteht darin,
nicht fahnenflüchtig geworden zu sein.«*

Aus: *Zeichen am Weg*
von Dag Hammarskjöld

*In Liebe
meiner Frau Helga,
meinem Licht auch in dunkelster Nacht*

ERSTER TEIL

San Bernardo
März bis April 1570

1

Es war jene kurze Zeitspanne fahler Dämmerung, in der sich die dunklen Schatten der Nacht noch überall in den Gassen und Straßen behaupteten und in der man dem Eindruck erliegen konnte, dass dem zögerlichen Vordringen des im Osten hervorbrechenden Lichts ein klägliches Scheitern an den Bastionen der Dunkelheit drohte. Es war die Stunde der Toten von San Bernardo.

Fröstelnd stand Matteo Lombardi im Erdgeschoss des Elternhauses am Fenster, das nach vorn zur Straße hinausging. Seine Hand zitterte leicht, als er den Schlagladen ganz langsam eine Handbreite aufschob. Er schluckte mehrmals heftig, weil der Kloß in seiner Kehle einfach nicht weichen wollte, und zwang sich, seinen Blick nicht an den Türen der gegenüberliegenden Wohnhäuser entlangwandern zu lassen. Was für ein grauenvoller Anblick sich seinen Augen dort darbieten würde, wusste er auch so.

Matteo starrte durch den Spalt schräg hinüber auf die Straßenecke, wo sich die Via San Fermo mit der Via del Carmine kreuzte, und lauschte angestrengt in den kühlen, frühen Morgen. Mit wild schlagendem Herzen wartete er auf die schauerlichen Rufe, die jeden Augenblick durch die Straßen ihres Viertels dringen mussten. Und dann würden *sie* dort drüben um die Ecke kommen, diese entsetzlichen, schwarz gewandeten Gestalten, die ihm wie Ausgeburten der Hölle vorkamen, wie zu Fleisch und Leder gewordene Gespenster aus einem grässlichen Albtraum. Für ihn waren sie die Verkörperung des unsäglichen Leides, das über seine Familie und so viele andere Menschen gekommen war!

Eine unnatürliche, totenähnliche Stille lag über der norditalienischen Kleinstadt San Bernardo, die in der oberen scharfen Biegung einer s-förmigen Schleife der Brenta lag. Der breite Arm des Flusses umschloss sie im Norden, Westen und Süden, sodass die Stadt auf dem Landweg nur von Osten her zugänglich war.

Nirgendwo regten sich an diesem Morgen auch nur Ansätze der vertrauten frühmorgendlichen Geschäftigkeit, zu der San Bernardo sonst immer beim ersten Licht eines neuen Tages erwachte. Nicht eine Menschenseele zeigte sich auf der Straße. Nirgendwo schlugen Türen, wurden Fensterläden aufgestoßen, klapperte Kochgeschirr, grüßten sich Nachbarn. Kein erhabenes, weit klingendes Morgengeläut rief zu häuslichem Gebet oder heiliger Messe. Von den Türmen der Kirchen, von denen seit Wochen die schwarzen Fahnen wehten, fiel nicht ein Glockenton herab. Auch die Totenglocke, die in der ersten Woche der Katastrophe fast Tag und Nacht geläutet und die Todesangst unablässig in jedes Haus getragen hatte, war längst verstummt.

Aber jeden Augenblick würden *sie* diese unwirkliche, düstere Stille brechen! Gleich würden die Schnabelmänner durch die Straßen ziehen und mit ihrem grausigen Tagewerk beginnen!

Ja, da waren sie schon! Er hörte sie kommen, die Pestknechte, deren Gier nach Geld größer war als ihre Angst vor dem Tod!

Die Kälte, die Matteo plötzlich in Wellen überfiel und ihn bis ins Mark erschauern ließ, hatte nichts mit der frischen Morgenluft zu tun. Sie kam von den Rufen der Schnabelmänner, die ihm der böige Märzwind schwach von drüben aus der Seitenstraße ans Ohr wehte und die beständig lauter wurden und sich der Kreuzung näherten.

Manchmal verstummten die Rufe für einige Augenblicke und diese Pausen waren nicht weniger unheimlich, wusste Matteo doch nur zu gut, womit die Schnabelmänner in diesen Momenten des Aussetzens beschäftigt waren.

»*Corpi morti! ... Corpi morti!*¹«

Dumpf, teilnahmslos und wie aus halb erstickten Kehlen steigend, drangen die Rufe der Totengräber im nasskalten Morgengrauen durch die ausgestorbenen Straßen von San Bernardo. Sie zogen mit ihrem Fuhrwerk durch die Viertel, um die Leichname derjenigen einzusammeln, die der schwarze Tod in der Nacht dahingerafft hatte – und die ihre Angehörigen einfach in Tücher gewickelt auf die Straße vor die Tür gelegt hatten. Auf die Toten wartete irgendein Massengrab in ungeweihter Erde vor der Stadt. Denn würdige Begräbnisse mit Glockengeläut, heiliger

Messe und einer Trauerfeier, an der Verwandte, Freunde und Nachbarn der Verstorbenen teilnahmen, gab es längst nicht mehr – ebenso wenig wie die kirchlichen Sakramente der Buße, der Kommunion und der letzten Ölung. Die Geistlichen von San Bernardo waren entweder tot oder aus der Stadt geflohen. Dasselbe galt für die meisten Pfarrhelfer und Kirchendiener. Und von den wenigen Mönchen des kleinen Minoritenklosters, deren Barmherzigkeit und selbstlose Aufopferung bei der Pflege der zahllosen Kranken auch im Angesicht des Todes unerschütterlich geblieben war, lebte keiner mehr.

»*Corpi morti! ... Corpi morti!*«

Augenblicke später sah Matteo drei maskierte Männer aus dem Halbdunkel der gegenüberliegenden Straße treten. Jeder von ihnen trug ein eng anliegendes, schwarz gefärbtes Ledergewand, das bis zu den Knöcheln herabfiel und im Rücken mit Lederbändern fest zugeschnürt wurde. Zudem waren sie bewehrt mit langen, ledernen Stulpenhandschuhen, einer monströsen Glasbrille, deren Ledereinfassung die Augen auch an den Seiten eng umschloss, und mit einer schauerlichen Ledermaske, aus der sich vor Mund und Nase ein grotesk großer schnabelartiger Fortsatz nach vorn wölbte. Im Innern dieses breiten und weit vorstrebenden Schnabelfortsatzes befanden sich mit Essig getränkte Schwämme und geruchsstarke Kräuter in eingenähten Stoffbeuteln, von denen man sich erhoffte, dass sie die Erreger der Pest fernhielten und für reine Atemluft sorgten.

Mit steifen, fast hölzernen Bewegungen kamen sie wie Wesen aus den feurigen Höhlen der Unterwelt die Straße hoch. Einer der drei Schnabelmänner ging vorweg. Die anderen beiden folgten ihm mit dem Leichenkarren.

Der Mann an der Spitze der Pestknechte hielt rote Kreide in der Hand, mit der er jedes Haus markierte, in dem der schwarze Tod Einzug gehalten hatte. Jetzt, am Ende der dritten Woche seit Ausbruch der Pest, fand sich das gefürchtete Todeszeichen schon fast an jeder zweiten Haustür.

Niemand, den der Fluch traf, konnte sich länger als ein paar Tage vor dem Pestzeichen schützen, das jeden im Haus zu einem Ausgestoßenen machte. Zwischen dem Ausbruch der Krankheit

und dem Tod lagen meist nicht mehr als drei, vier Tage. Manchmal verstrichen zwischen dem ersten hohen Fieber und dem letzten Atemzug sogar nicht einmal drei Tage. Und spätestens, wenn der erste Tote vor der Türschwelle lag, malte der Schnabelmann sein Kreuz an die Tür. In San Bernardo war das mittlerweile wie ein wortloses Todesurteil für die restlichen Hausbewohner – und für jeden, der mit ihnen in Berührung kam. Ja, es hieß sogar, dass es schon reichte, vom Blick eines Erkrankten getroffen zu werden, um selbst vom schwarzen Tod befallen zu werden.

Die Haustür der Lombardis trug schon seit der zweiten Woche das rote Pestkreuz, seit Matteos Vater, Schmied von Beruf und ein breitschultriger Mann mit der gewaltigen Kraft eines Zugochsens, innerhalb von drei Tagen von der mörderischen Krankheit dahingerafft worden war. Vom Tod so mühelos niedergemäht wie dünnes Gras von der scharfen Schneide einer Sichel.

»Corpi morti! ... Corpi morti!«

Matteo wollte sich abwenden, aber sein Blick folgte fast zwanghaft den drei Schnabelmännern und im nächsten Moment bemerkte er das in graue Leinentücher gewickelte Bündel vor der Haustür der Familie Crivelli. Das Bündel war so klein, dass er gar keine langen Vermutungen anzustellen brauchte, wen es im Haus ihrer Nachbarn als Nächsten getroffen hatte. Es konnte sich nur um das Jüngste der Crivellis handeln, das nicht einmal zweijährige Mädchen Mariana.

»Komm vom Fenster weg, Junge! Und zieh den Schlagladen wieder zu! Der kalte Luftzug tut deinen Geschwistern nicht gut. Auch wird es Zeit, dass wir beten.« Die leise, kraftlose Stimme der Mutter in seinem Rücken zitterte und verlor sich im Raum wie das schwache Flattern eines völlig erschöpften Vogels.

Matteo sah, wie die ledergewandeten Schnabelmänner das winzige Bündel aus dem Dreck der Straße hoben und es zu den anderen auf den Schinderkarren legten. Eine Gänsehaut überfiel ihn, sie begann in seinem Nacken und lief bis zu den Beinen hinunter. Er spürte das unbändige Verlangen, davonzulaufen und dem Grauen zu entfliehen.

Aber es gab keine Flucht vor der entsetzlichen Geißel, mit der die Pest den Tod über die Bewohner von San Bernardo brachte. Und wenn er sich jetzt vom Fenster abwandte und damit dem schauerlichen Anblick der Schnabelmänner entfloß, dann wartete auf ihn das Leiden seines neunzehnjährigen Bruders Riccardo und seiner vierzehnjährigen Schwester Pia. Beide lagen sie mit hohem Fieber auf einem Notlager vor dem Kamin der Wohnstube. Und beide trugen sie seit der späten Nachtstunde die unverkennbaren Zeichen der Pest, die Blutknoten und Anschwellungen in der Leiste und in den Achselhöhlen, die sich bald zu eitrigen, apfelgroßen Beulen auswachsen würden.

»Komm und lass uns beten!«, forderte ihn die Mutter leise, aber mit beschwörender Eindringlichkeit auf. »Beten wir, dass die blinde Seherin Wort hält und sich trotz allem noch zu uns ins Haus wagt!«

»Ja, Mutter«, antwortete Matteo gehorsam, zog den Schlagladen zu und folgte seiner Mutter hinüber in die schlichte Wohnstube, wo im Kamin ein kräftiges Feuer prasselte. Denn nachdem herrlich sonnige und warme Tage die ersten beiden Märzwochen bestimmt hatten, war das Wetter in der zweiten Monatshälfte, kurz nach Ausbruch der Pest, umgeschlagen und hatte eine empfindliche Abkühlung und ungewöhnlich viel Regen gebracht.

Jeder Schritt, der ihn seinen todkranken Geschwistern näher brachte, kostete Matteo Überwindung. Er schämte sich für seine Angst und für seinen fast übermächtigen Drang, seine Mutter und seine Geschwister im Stich zu lassen, einfach aus dem Haus zu laufen und sich irgendwo zu verstecken, wo es weit und breit keinen gab, den der Fluch des schwarzen Todes getroffen hatte.

Vor der Feuerstelle lagen seine Geschwister Riccardo und Pia auf Strohsäcke und Decken gebettet. Ihre schweißbedeckten Gesichter glühten im hohen Fieber, das ihre Kräfte mit einer so wilden Vernichtungswut verzehrte wie die unruhig lodernden Flammen die Holzscheite im Kamin. Die Mutter sank vor dem Krankenlager auf die harten Dielenbretter, wischte Riccardo und Pia den Schweiß vom Gesicht, legte ihnen feuchte Tücher auf die Stirn und begann dann mit bebender Stimme zu beten, dass Gott

wenigstens ihre Kinder verschonen möge und dass er ihnen die Seherin Rosa Silvera ins Haus schickte. Denn wenn jemand etwas für ihren Erstgeborenen und ihre Tochter tun konnte, dann war sie es.

Matteo kniete sich an ihre Seite und fiel in das Gebet ein. Doch während seine Lippen einmal mehr göttlichen Beistand und Barmherzigkeit für seine erkrankten Geschwister erbat, schnürte ihm die Angst fast die Kehle zu – die Angst und die qualvolle Frage, wann es wohl ihn treffen würde.

2

Keine halbe Stunde nachdem die Pestknechte durch die Straßen gezogen waren und die vor den Türen niedergelegten Leichen aufgesammelt hatten, klopfte es energisch an die Tür. Es war Rosa Silvera.

Man nannte die untersetzte, korpulente Frau in San Bernardo gemeinhin die »blinde Seherin«, weil ihr linkes Auge schon von Kindheit an den milchigen Schleier der Blindheit trug. Rosa Silvera warf wie ihre längst verstorbene Mutter die Astragale, die würfelförmigen Fersenknöchel der Ziege, und verstand sich darauf, die Zahlen dieser seltsamen Würfel zu deuten und in ein Orakel zu fassen.

Aber wohl mehr noch als für ihre Kunst der Befragung der Astragale war sie für die Heilwirkung ihrer Salben, Tinkturen, Pulver und Kräutergetränke bekannt. Einen Großteil der Kräuter zog sie in ihrem Garten, der ihr Haus, eine alte, halb verfallene Kate am östlichen Stadtrand, mit einem Dickicht aus Büschen und Gewächsen aller Art umgab. Andere Zutaten wie seltene Wurzeln, getrocknete Blütenblätter, Samen und Kräuter ließ sie sich aus fernen Orten kommen.

»Der Allmächtige segne Euch für Euren Mut und Eure Güte!«, rief Matteos Mutter mit großer Dankbarkeit, als sie Rosa Silvera die Tür öffnete. »Jetzt können wir wieder Hoffnung haben!«

Ein müdes Lächeln huschte über das füllige Gesicht der Seherin und Kräuterfrau, das durch die kräftige Nase, die hohen Wangenknochen und das vorspringende Kinn trotz aller Fleischesfülle eine herbe Note besaß.

»Man verliert die Hoffnung erst gar nicht, Signora Lombardi. Nicht einmal der Tod kann uns die Hoffnung nehmen. Und wenn doch, haben wir falsch gelebt«, erwiderte sie und strich sich eine fingerdicke Strähne aus dem Gesicht. Rosa Silvera trug ihr dichtes tintenschwarzes Haar, durch das sich schon viele graue Strähnen zogen, entgegen der Mode und Schicklichkeit von keiner Haube,

ja nicht einmal von einem Haarband oder einer Spange gebändigt offen wie ein Mann.

»In dieser entsetzlichen Zeit ist es so unsäglich schwer, nicht alle Hoffnung ... und gleich auch noch allen Glauben zu verlieren«, gestand Matteos Mutter mit kraftloser Stimme und nahm der Seherin den schweren Wollumhang ab. »Gott allein weiß, warum er uns diese fürchterliche Geißel geschickt hat und uns mit so unmäßigem Zorn straft. Gewiss, die Welt ist voller Sünde und Schlechtigkeit, undankbar gegen Gott und stürzt sich in alle Schandtaten. Nichts brauchen wir mehr als Läuterung und Umkehr. Aber musste Gott uns denn gleich mit dem schwarzen Tod schlagen?«

»Ich glaube nicht, dass Gott uns die Pest geschickt hat, um uns für unsere Sündhaftigkeit zu strafen«, widersprach Rosa Silvera. »Macht nicht Gott für all das Elend und Leiden verantwortlich, Signora Lombardi.«

»Ja, aber ...«

»Gott ist kein blindwütiger Schlächter und Racheengel, der wie eine Bestie über eine Herde wehrloser Lämmer herfällt«, fiel ihr die Kräuterfrau ins Wort. »Seht mir meine Heftigkeit nach, aber ich kann das mit der Gottesstrafe nicht mehr hören! Wohin ich auch komme, jeder klagt den Allmächtigen an, dass der Fluch der Pest unsere Stadt getroffen hat. Hier ist nicht der Allmächtige am Werk! Auch nicht im nahen Padua und Brescia, wo die Pest nicht weniger schlimm wütet, wie es heißt.«

»Woher wollt Ihr das wissen, Seherin?«, fragte die Mutter voller Zweifel.

»Weil Jesu Leiden für uns am Kreuz dann ohne Sinn gewesen wäre!«, erwiderte Rosa Silvera. »Was wäre das für ein fürchterlicher Gott, wenn wir wirklich annehmen müssten, er würde in rasender Mordlust einerseits unschuldige Kinder und gottgefällige barmherzige Menschen ungerührt in den Tod reißen und andererseits so viele schlechte Menschen mit dem Leben davonkommen lassen. Denn genau das geschieht. Nein, Gott hat durch Jesus den neuen, ewigen Bund mit uns Sündern geschlossen, und er ist die Barmherzigkeit und Liebe – nicht ein satanischer Blutsäufer im Gewand entsetzlicher Seuchen.«

Matteo sah sie ebenso verblüfft an wie seine Mutter, die nun erneut zaghaft zu einem Widerspruch ansetzte: »Aber die Pest ...«

Auch diesmal kam sie nicht dazu, ihren Einspruch ganz auszusprechen.

»... ist eine fürchterliche Krankheit, die alle anderen Plagen um ein Vielfaches an Elend und Tödlichkeit übertrifft«, führte Rosa Silvera den Satz für sie zu Ende. »Aber sie ist genauso wenig eine von Gott gesandte Strafe wie die Gicht, die Schwerhörigkeit, ein vereiterter Zahn, ein Armbruch, ein verrenkter Magen oder schmerzhaftes Blähungen!«

Matteo bemerkte, wie es im blassen, verhärmtten Gesicht seiner Mutter um die Mundwinkel herum zuckte, als wollte sich ein zaghaftes Lächeln einstellen, das sich jedoch aus Mangel an Kraft nicht durchzusetzen vermochte.

»Es ist schön, wenn man daran glauben kann«, sagte sie mit einem schweren Seufzer. »Nur von der Kanzel hat man noch nie dergleichen zu hören bekommen, immer nur von Gottes Zorn über unsere Sündhaftigkeit und von seinem Strafgericht.«

»Pfaffen!«, sagte Rosa Silvera geringschätzig. »Da kommt doch auf hundert Männer im Rock der heiligen Mutter Kirche meist nur eine wirklich fromme, barmherzige Seele, die es wert ist, am Altar unter dem Kreuz unseres Heilands zu stehen und Hirte genannt zu werden!«

Bei dieser scharfen, bissigen Kritik an den Kirchenmännern sog die Mutter die Luft scharf ein und schlug hastig das Kreuz.

»So, und jetzt lasst mich sehen, was ich für Eure Kinder tun kann, Signora Lombardi«, sagte Rosa Silvera und trat an das Krankenlager vor dem Kaminfeuer.

Die Untersuchung, die Matteos Bruder und Schwester offensichtlich nicht bewusst wahrnahmen, dauerte nicht lange. Das hohe Fieber, der Schüttelfrost und die verräterischen Schwellungen, die sich inzwischen auch an anderen Körperstellen als nur in der Leistengegend und in den Achselhöhlen zeigten, die rot-schwarzen Blattflecken der Pestrose, sprachen eine deutliche Sprache.

»Ja, die Zeichen sind auf sie gekommen!«, stellte Rosa Silvera nüchtern fest. »Aber um das zu erfahren, habt Ihr mich nicht gebraucht. Das habt Ihr auch vorher schon gewusst.«

»Ja«, hauchte die Mutter.

»Ihr wisst, dass ich keine Wunder vollbringen kann. Gegen die Pest ist meines Wissens kein Kraut gewachsen. Wie auch keiner weiß, warum der eine verschont bleibt und der andere durch sie zum Tode kommt. Meine Mittel vermögen die Schmerzen zu lindern und in manchen Fällen die Kräfte im Körper bei ihrem Kampf gegen den unbarmherzigen Feind, der in ihnen tobt, zu stärken. Aber alles andere liegt nicht in meinen Kräften.«

Die Mutter nickte tapfer. »Was immer Ihr für meine Kinder tun könnt, ich bin Euch dankbar dafür.«

Matteo dankte dem Herrgott im Stillen, dass Rosa Silvera keine jener drastischen Eingriffe und Behandlungen vorschlug, mit denen so viele andere angebliche Heiler so schnell bei der Hand waren. Mit Schaudern dachte er an den Bader Bitone, den die Mutter zuerst zurate gezogen hatte, als der Vater mit hohem Fieber darniederlag. Der kahlköpfige Mann hatte den Vater zur Ader gelassen. Aber nicht, indem er erhitzte Schröpfgläser aufgesetzt oder ihm die Venen angeschnitten hätte. Nein, er hatte dem Vater zuckende Blutegel auf den Armen und im Nacken angesetzt und der Mutter zum Schluss noch geraten, tote Kröten auf die schlimmsten der Schwellungen zu legen. Genützt hatte nichts, weder der Aderlass noch das Auflegen von toten Kröten. Der Vater war in der nächsten Nacht gestorben, aber auch der Bader hatte die zweite Pestwoche nicht überlebt.

»Leider sind meine Vorräte mittlerweile so gut wie aufgebraucht. Aber ein wenig von einem meiner besten Mittel habe ich gottlob noch. Ihr sollt es gerne haben«, sagte die Kräuterkundige und schlug das Tuch von ihrem Weidenkorb zurück. Sie holte eine kleine Holzdose hervor, die eine grünliche Salbe zum Auftragen auf die Pestflecken und -beulen enthielt. »Das ist alles, was ich für Eure Kinder zur Linderung zu tun vermag.«

Die Mutter murmelte ihren Dank.

»Versucht beim Apotheker Valverde ein Beutelchen mit schwarzem Nieswurz sowie ein wenig Gratula und Tausendgüldenkraut zu bekommen«, fuhr Rosa Silvera fort und ein bissiger Ton schlich sich kurz in ihre Stimme. »Sein Kollege, der tapfere Signor Russo, verfügte in seinem Laden in der Nähe vom Rathaus zwar über die weitaus größeren Vorräte. Aber der edle Herr hat mit seiner Familie ja schon in der ersten Woche das Weite gesucht. Bleibt also leider nur noch das Geschäft von Signor Valverde. Aber vielleicht habt Ihr Glück und Ihr bekommt bei ihm, was ich Euch angeraten habe. Ist das der Fall, so macht von den Kräutern einen heißen Aufguss, lasst ihn in einem Krug eine gute Stunde ziehen, versetzt ihn dann mit einem Löffel Honigsaft und zwei Löffeln voll Zwiebelsud und gebt den Kranken den Tee zu trinken, wann immer sie nach Wasser verlangen.« Sie machte eine kurze Pause, bevor sie hinzufügte: »Alles andere liegt in Gottes Hand. *Der Mensch gleicht einem Hauch, seine Tage sind wie ein flüchtiger Schatten.* So steht es schon in den Psalmen. Und dessen sollten wir uns immer gewahr sein.«

»Der Allmächtige segne Euch und vergelte es Euch!« Matteos Mutter drückte ihr mehrere Münzen in die Hand.

Energisch wehrte die Kräuterfrau ab. »Nicht in dieser Zeit ... und nicht im Angesicht so einer schrecklichen Krankheit, die auch die erfahrenste Kräuterfrau und den gelehrtesten Medikus zu einem hilflosen Nichtskönner stempelt!«

Doch Matteos Mutter bestand darauf, dass sie das Geld annahm. »Vielleicht habt Ihr ja zufällig Eure Würfel dabei und wagt einen Wurf!« Sie sagte es zu hastig und zu angestrengt, als dass ihr der Gedanke, sie um diesen Gefallen zu bitten, erst vor wenigen Augenblicken spontan gekommen sein konnte.

Rosa Silvera zögerte kurz und eine steile Falte bildete sich auf ihrer Stirn. Aber dann nickte sie. »Gewiss, ich habe meine Astragale immer bei mir.«

»Hättet Ihr dann auch die Güte, sie zu befragen?« Inständiges Flehen lag in Stimme und Blick der Mutter.

Matteo fiel in diesem Moment auf, dass sie ihren Rosenkranz in der rechten Hand hielt. Seine Mutter betete zur seligen

Jungfrau und Muttergottes, wollte aber gleichzeitig ein Zeichen von der blinden Seherin!

»Also gut, wagen wir einen Wurf, wenn Euch so sehr daran gelegen ist«, sagte Rosa Silvera und trat an den Tisch. »Aber vergesst nicht, dass die Würfel nicht das Schicksal voraussagen, sondern dass es sich dabei immer um ein Orakel handelt, wie es die Menschen in der Antike schon gekannt und zu ihrem Nutzen eingesetzt haben.«

»Werft die Knochen!«, forderte die Mutter sie nach kurzem, hastigem Nicken auf.

Auch Matteo kam nun näher, mied jedoch den Blick der Seherin. Das milchige Weiß in ihrem linken Auge flößte ihm Unbehagen ein, wann immer er ihren Blick auf sich gerichtet sah. Es war dumm, denn Rosa Silvera war eine Frau von großer Güte, das wusste er, und zwar nicht erst seit heute. Aber es umgab sie doch auch etwas Dunkles und Geheimnisvolles und ... ja, irgendwie Wildes, das er nicht genau zu benennen vermochte und vor dem er sich fürchtete.

Rosa Silvera griff in die tiefe Tasche ihres bauchigen Wollkleides und brachte fünf hellbraune, blank geriebene Würfelknochen mit runden Kanten hervor, die aus den Fersenknochen von Ziegen kamen. Sie besaßen in etwa die Größe einer Walnuss und hatten im Gegensatz zu richtigen Spielwürfeln nicht sechs, sondern aufgrund ihrer merkwürdigen Rundungen nur vier Flächen, auf denen sie liegen konnten. Auch gab es bei den Astragalen nur die Werte eins, drei, vier und sechs. Die Zwei und die Fünf existierten nicht.

»Asche!«, verlangte Rosa Silvera leise. »Ich brauche ein Bett aus Asche für die Astragale!«

»Natürlich! Entschuldigt, dass ich das vergessen habe!« Die Mutter lief schnell zur Feuerstelle und holte den Ascheneimer.

Rosa Silvera schöpfte mit der hohlen Hand ein wenig Asche aus dem Eimer und streute sie wie ein Sämann aus dem Handgelenk über die Tischplatte. Dann griff sie zu den Würfeln und umschloss sie mit beiden Händen.

Sie murmelte unverständliche Worte, während sie die fünf Würfelknochen in der Höhlung zwischen den Händen hielt und sie kreisförmig über das kleine Feld aus Asche führte. Schließlich verharrten ihre Hände, die flach wie zum Gebet zusammengepresst waren, über dem grauen Aschebett.

Matteo schaute zu seiner Mutter hinüber. Sie hatte die Augen geschlossen und die gefalteten Hände vor ihren Mund gepresst. Er sah, wie sich ihre Lippen bewegten. Sie betete inständig, vermutlich zur Muttergottes.

»Möge das Orakel der Astragale zu uns sprechen!«, sagte die Seherin feierlich, öffnete ihre Hände und ließ die Würfelknochen in das Bett aus Asche fallen.

Die Mutter hielt weiterhin die Augen geschlossen und betete, zweifellos um ein hoffnungsvolles Orakel.

Matteos Blick folgte dem Fall und dem Rollen der Würfel, die Spuren in der dünnen Schicht aus Asche hinterließen. Als sie liegen blieben und Rosa Silvera die fünf Astragale mit geschmeidigen, schnellen Handbewegungen zu einer Reihe zusammenschob, las er von den nach oben zeigenden Knochenflächen die Zahlenfolge ab. Sie lautete: Sechs, sechs, sechs, eins, eins.

Als er den Blick hob und ihn auf das zerfurchte Gesicht der Kräuterfrau richtete, sah er dort einen Ausdruck des Erschreckens.

»Was sagen die Würfel, Seherin?«, stieß die Mutter hervor, die die Anspannung nicht länger ertrug, und schlug nun wieder die Augen auf. »Wie sind sie gefallen? Welche Zahlen zeigen sie?«

Rosa Silvera griff augenblicklich nach ihren Würfelknochen, bedeckte sie mit ihrer Hand, schob sie zusammen und nahm sie auf.

»Eins, eins, eins, sechs, vier«, antwortete sie und räusperte sich umständlich.

»Du lügst, Seherin!«, sagte Matteo in Gedanken und ließ sie nicht aus den Augen. Aber die Frau mied seinen Blick und säuberte die Würfel mit einem Zipfel ihres Kleides.

»Und welches Orakel gehört zu dieser Zahlenfolge?«, fragte die Mutter bang.

»Zu dieser Zahlenreihe gehört der Spruch: ›Geh, wohin du wünschst. Denn fröhlich wirst du nach Hause kommen. Finden wirst du und tun, was du in deinen Sinnen überlegst‹«, rasselte Rosa Silvera das Astragal-Orakel herunter, um dann mit einer merkwürdigen Mischung aus Verärgerung und Entschuldigung hinzuzufügen: »Ich weiß, es sind Worte, die in dieser Situation wenig Sinn machen und Euch keine Hilfe sind, Signora Lombardi. Aber ich hätte wissen müssen, dass die Würfel sich mir verweigern und mir nicht die gewünschte Botschaft offenbaren würden. Es war eben nicht richtig, die Würfel so in aller Eile zwischen Tür und Angel zu befragen. Alle Dinge haben ihre rechte Zeit und ihren rechten Ort. Und dies war weder die richtige Zeit und schon gar nicht der rechte Ort, um die Würfel zu uns sprechen zu lassen.«

Die Mutter machte ein zerknirschtes Gesicht. »Ihr habt recht, Seherin. Ich hätte Euch nicht dazu drängen dürfen. Es tut mir leid.«

»Schon gut. Allein mich trifft hier die Schuld, denn ich hätte es besser wissen müssen. Und nun muss ich gehen«, sagte Rosa Silvera schnell, nahm ihren Korb auf und ließ sich ihren Umhang geben. Ein kurzer Abschiedsgruß an der Tür und Matteo war wieder mit seiner Mutter und seinen beiden todkranken Geschwistern allein.